Der Vorgänger

Autor(en): **Wethli, Gustav**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748385

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DER VORGÄNGER

Marcellus Ölinger war von jenen unbestimmbaren Mächten, die man gewöhnlich unter den Sammelbegriff Schicksal bringt, in mehr als einer Hinsicht begünstigt worden. Selbst wenn man den Umstand, dass er von einem Leimsieder abstammte, nicht zu diesen Hinsichten zählen will, bleiben deren noch genug übrig, s. z. B. dass dieser väterliche Leimplebejer ihm ein stattliches Vermögen hinterlassen hatte, das ihn von Frau Sorge ganz unabhängig machte. Ferner war ihm sein Weg durch die Regionen der höheren Bildung geebnet worden vermöge eines braven Durchschnittsverstandes, noch mehr aber durch geschickte Manipulationen mit mehr oder weniger erlaubten Hilfsmitteln, wie Abschreiben, Mogeln, Benutzen von Übersetzungen, die zu diesem Zweck allenthalben von Wohltätern der Menschheit verbreitet werden und die man Eselsbrücken nennt, sowie durch anregende, beschwichtigende, jedenfalls immer wohltuende Erkenntlichkeiten denen gegenüber, die etwa eine Entscheidung über ihn zu fällen hatten. Es darf auch nicht verschwiegen werden, dass das schon vermeldete Schicksal es fügte, dass gerade zu jener Zeit, an der sich Marcellus Ölinger mit einer Doktorarbeit abmühte, ein Subjekt in der Universitätsstadt kümmerlich dahinlebte, das sich, wie gebührend, bereit zeigte, gegen eine vorübergehende Hebung seines wirtschaftlichen Daseins die intellektuellen Lücken unseres Helden und seiner Doktorarbeit auszufüllen. Marcellus hatte durch diese Fügung einen Titel errungen und damit die Aufmerksamkeit eines hübschen Mädchens erregt, das am Manne nicht nur die Zeichen des Reichtums, sondern auch die Merkmale der Intelligenz zu schätzen vermochte; und der Doktortitel gilt allgemein als ein Zeichen beglaubigter und darum auch wirklich vorhandener Intelligenz. Wenn wir diese Dame Aurora nennen, haben wir nicht zu viel gesagt. Sie war sehr hübsch und hatte darum sehr viele Verehrer. Sie war reich, was ihr bei ihren Verehrern hinsichtlich ihrer reellen Absichten nicht schadete. Sie war klug und voll heiterer Lebenslust. Was der Himmel zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen, und wir haben auch keinen Grund die eheliche

Vereinigung von Marcellus und Aurora irgendwie zu verzögern.

Als es sich das junge Ehepaar in einer überaus eleganten und stilvollen Wohnung gemütlich gemacht hatte, begann Marcellus über eine Beschäftigung nachzudenken, die etwa die Zeit zwischen den Freuden eines ausgesuchten Mahles und des wohligen Bettes auszufüllen vermöchte, und da schien ihm die Philosophie diejenige Geistesbetätigung zu sein, die eines gelehrten reichen und glücklichen Mannes am würdigsten wäre. Er fasste aber die Philosophie weniger als strenge Wissenschaft denn als eine Art Lebensweisheit oder auch Lebensklugheit auf, die ihm bestimmte Standpunkte in den Fragen des gesellschaftlichen Lebens vermitteln sollte. Diese Standpunkte sollten gleichsam Ruhesitze, ja Throne sein, von denen er ruhig und mild lächelnd seine sichern, unwandelbaren Erkenntnisse und Grundsätze den Schwankenden und Zweifelnden als Haltepunkte oder doch wenigstens als interessante Diskussionsobjekte mitteilen wollte. Der Umstand, dass er eine Frau hatte, brachte ihn durch eine selbstverständliche Vorstellungsverkettung auf die Frauenfrage, weniger in ihrer wirtschaftlichen Beleuchtung, denn diese Seite entzog sich seinem etwas engen Gehirn als vielmehr in sittlicher Beziehung, die er besser zu beherrschen vermeinte. Jedenfalls aber, und das war ihm die Hauptsache, wollte er in seiner Auffassung dieser Probleme modern erscheinen, das hieß nach seinen Begriffen liberal, human, vorurteilslos und wie diese Schlagworte alle heißen mögen. Von allen diesen Worten gefiel ihm vorurteilslos am besten, weil er mit jedem Vorurteil gebrochen zu haben glaubte.

In einer Abendgesellschaft, die weniger durch Vertreter des Geistes als des Reichtums glänzte, hatte er einst durch seine, wie er glaubte, neuen Lehren einen Kreis von Wissbegierigen, zumeist aber Neugierigen um sich versammelt und sprach ihm vom Recht der Frau, besonders von ihrem Recht auf eine Vergangenheit, soweit diese Vergangenheit sich in gewissen Grenzen betätigt hätte. Denn er setzte bei allen seinen kühnen Forderungen doch immer Grenzen voraus, und zwar immer gewisse Grenzen. Denn gewiss und gewissermaßen sind in allen Fällen brauchbare Rückzugstrompeten für Salonrevolutionäre. So

gestand er der Frau zwar das Recht der Liebe vor der Ehe zu, aber nur in einem gewissen Sinne und in einem gewissen Maße. Denn, so holte er wuchtig aus, bleibt etwa der Mann unberührt bis zum Ehebett? Er schaute fragend im Kreise herum, erhielt aber keine Antwort, teils weil man die Frage für indiskret, teils weil man sie für rhetorisch hielt. Unbeirrt fuhr er fort: ich würde mich keinen Augenblick gescheut haben, einem Weibe meine Hand zu reichen, das die Liebesleidenschaft schon einmal durchlebt hätte.

Wie würden Sie sich denn zu Ihrem Vorgänger stellen, wenn Sie seine Bekanntschaft machten? fragte ein Herr, der sich bis jetzt abseits gehalten und nur hie und da ein verbindliches Wort zu Aurora gesagt hatte, der die Erörterungen ihres Gatten peinlich waren.

Marcellus Ölinger wandte sich mit der unerschütterlichen Ruhe des grundsatzsicheren Mannes dem Frager zu und erwiderte: Es wäre nicht ausgeschlossen, dass ich ihm die Hand drückte und ihm zu verstehen gäbe, dass ich ihm verzeihe.

Aber, fuhr der Herr unbeirrt fort, es könnte der Fall eintreten, dass sich Ihr Vorgänger jede Verzeihung verbäte und vielleicht nicht ganz ohne Grund, denn er genoss mit demselben Rechte wie Sie die Freuden eines Liebesbundes, die Sie jetzt genießen. Das heißt, warf Ölinger ein, nicht ganz mit demselben ... O, ich verstehe, Sie meinen, Sie sind rechtens zu diesen Genüssen, durch die standesamtliche Ehe befugt. Aber ich glaubte, Ihre Vorurteilslosigkeit machte vor dieser Grenze nicht halt, verzeihen Sie. Aber das eine werden Sie mir doch zugeben, dass Ihr Vorgänger nicht an Sie als an seinen Nachfolger denken konnte ...

Marcellus Ölinger, der seinen Ruf der Vorurteilslosigkeit in Gefahr sah, lenkte ein, gestand alles zu und ging schließlich so weit, alle Grenzen im Rechte der Frau auf die Vergangenheit niederzureißen, so dass einer der Gäste ihn sogar einen Esel nannte, natürlich beiseite ...

Auf dem Heimwege erschien Frau Aurora verstimmt oder mindestens zerstreut. Sie sprach so gut wie nichts mit ihrem Gatten. Nur einmal warf sie leichthin die Frage auf, ob er auch ihr gegenüber so vorurteilsfrei gewesen wäre, wenn ... Mar-

cellus entzog sich einer eindeutigen Antwort dadurch, dass er darauf hinwies, man dürfe bei solchen Theorien nicht an bestimmte Fälle denken.

Als sie in ihrem Heim angelangt waren, zog sich Frau Aurora, eine Migräne vorschützend, zurück, während Marcellus in sein mit Büchern, Statuen, Teppichen und Bronzen überfülltes Studierzimmer trat, um sich dem Wahn hinzugeben, dass er jetzt in der Stille, in der köstlichen Gesellschaft seiner eigenen Person, den philosophischen Teil des Abends verarbeiten werde. In Wirklichkeit war er jetzt ein ausgeschüttetes Gefäß, er hatte nichts gemein mit jenen gesegneten Menschen, die immer reicher werden, je mehr sie geben, die geben müssen, weil sonst Kopf und Herz zu enge würden für all die nachkeimende, nachquellende Fülle von Gedanken und Gefühlen. Von dem ganzen Abend war ihm nichts geblieben als die angenehme Vorstellung seines Selbst und das behagliche Gefühl der Zufriedenheit mit der Art, wie er seine Rolle gespielt hatte.

Er hörte die leisen Schritte seiner Frau in ihrem Schlafzimmer. Plötzlich trat ihm das Bild Auroras vor Augen. Er besaß in ihr unstreitig die schönste Frau der Stadt, und das Bewusstsein, sie umschwärmt und sich beneidet zu sehen, tat ihm wohl. Und doch ... besaß er sie denn? Er dachte nach und fand, dass sie eigentlich in den letzten Monaten selten allein zusammen gewesen waren, und musste sich gestehen, dass der Gedanke an sie, nur an sie, den Kreislauf seines Blutes nicht mehr beschleunigte, als der Anblick etwa eines seiner Brillantringe oder einer seiner Bronzen. Wie ihn ein Kunstwerk, eine Kostbarkeit, nie anders als in Verbindung mit der Vorstellung des Besitzes interessiert hatte, so war ihm seine Frau nichts geworden als ein Besitztum, dessen er sich rühmte und das eben rechtlich nur ihm zustand. Sie waren beide in den letzten Zeiten ihre getrennten Wege gegangen und hatten sich nur bei den Mahlzeiten getroffen. Von einer Erkältung ihres Verhältnisses konnte keine Rede sein, denn sie hatten in Wirklichkeit nie in einer warmen Atmosphäre miteinander gelebt...

Es klopfte an seiner Tür. Das Mädchen trat ein und überbrachte eine Visitenkarte. Es war halb elf Uhr ... jetzt noch Besuch? Ah, es war der Herr, der ihn heute so unangenehm

interpelliert hatte! Eine feine, ernste Erscheinung, ein flüchtiger Zug von bitterm Erlebnis um die schmalen Lippen, ein wenig Ironie im Blick des Auges, eine wunderbare Natürlichkeit und Selbstverständlichkeit in den Bewegungen.

Werden Sie mir verzeihen, wenn ich, der beinahe völlig Unbekannte, Sie zu dieser gesellschaftlich unmöglichen Stunde störe? Eine vage Handbewegung Ölingers sollte besagen, dass große Geister, wie sie beide usw. ... Der Herr setzte sich läßig auf den angebotenen Stuhl.

Unsere interessante Disputation hat mir keine Ruhe gelassen, begann er. Obwohl man solche Behauptungen, wie die von Ihnen heute Abend verfochtenen, heute allerorts als etwas Selbstverständliches hört, sind sie mir doch gerade bei Ihnen als etwas Unmögliches aufgefallen, als etwas, das mit Ihnen eigentlich gar nichts zu tun hat ... bitte lassen Sie mich ausreden. Ich glaube im allgemeinen überhaupt nicht an diese Art von Vorurteilslosigkeit, aber an die Ihrige in diesem Punkte glaube ich am allerwenigsten.

Marcellus lächelte mit der Miene des Siegers und schickte sich an, die Debatte zu seinen Gunsten zu schließen, indem er so beziehungsreich wie möglich sagte: Leider, oder soll ich sagen glücklicherweise? bin ich nicht in der Lage, Sie durch eine unzweideutige Tat zu überzeugen, denn ich habe keinen ...

O doch, erwiderte der Fremde, Sie haben ...

Ich habe ...?

Ja, Sie haben einen Vorgänger ...

Mein Herr, ich begreife Ihre ...

Frechheit, wollen Sie sagen? Sagen Sie Offenheit. Ich bin Ihr Vorgänger ...

Menschen, die Zeit ihres Lebens nur mit Phrasen wie mit Wechseln auf lange Sicht bezahlen, sind wie vom Schlag gerührt, wenn Ihnen auch nur der kleinste ihrer Phrasenwechsel präsentiert wird.

Herr Ölinger sagte also vorläufig nichts und tat auch vorläufig nichts, und der Fremde konnte unbehindert seine Rede fortsetzen.

Das Nächstliegende Ihren Gedankengängen zufolge, Herr Ölinger, wäre nun, dass Sie mir großmütig die Hand drückten

und mir verziehen. Doch Sie haben diesen Akt der Großmut und der Menschenliebe verklausuliert. Sie haben gesagt, es wäre nicht ausgeschlossen, dass Sie dieses täten. Vielleicht nähere ich mich dieser Wohltat, wenn ich deutlicher werde.

Sehen Sie, Herr Ölinger, es ist dies eine fast alltägliche Geschichte: Ich kannte und liebte Ihre Frau schon zwei Jahre, ehe Sie kamen und sie mir wegnahmen. Ich war arm und sie war reich. Ich war stolz und sie war eigensinnig. Ich wollte nicht von meiner Frau leben und sie wollte mich mit ihrem Reichtum überschütten. Ich wollte frei bleiben, auch in der Liebe. Sie aber konnte nur in einer gesellschaftlich anerkannten Ehe leben. Aurora heiratete Sie aus Trotz, als Surrogat. Ich ging in die Welt als Schriftsteller und suchte die Geliebte in der Arbeit zu vergessen. Wir haben uns beide geirrt. Ich in der Macht der Arbeit und sie in Ihnen. Sie brachten ihr nur, was sie schon hatte, und was sie noch ausserdem besaß, was Sie nicht besitzen, Lebensfreude und Natürlichkeit, das drohte an Ihrer unfruchtbaren Seite zu verdorren. Und so bin ich hier und mache meine älteren Rechte geltend, als Vorgänger, der aus dem Scheintod wieder zum Leben erwacht und zur Besinnung seines natürlichen Rechts gelangt ist. —

Diese lange Rede des Fremden gab Herrn Ölinger Zeit, sich wieder zu sammeln, vollauf Zeit, denn er hatte nicht viel zu sammeln. Er streckte die Hand aus, nicht um sie dem Fremden verzeihend zu reichen, sondern mit Bewegung und Richtung des Hinauswurfs. Er kam sich in dieser Geste sehr bedeutend vor. Als der Fremde lächelnd in seiner Haltung verharrte, interpretierte Marcellus Ölinger seine imperatorische Geste mit einem gebrüllten Hinaus. Es war ein Ton, in dem die ganze Reihe seiner Ahnen lebendig zu werden schien; das konzentrierte Plebejertum der gesamten Leimsiederei explodierte in dieser Diskantfermate: Hinaus. In diesem Augenblick erschien Frau Aurora.

Du wirst nachts um halb zwölf keine Szene machen, Marcellus. Lass mich von Dir gehen, wir waren uns nichts! Lass mich von Dir gehen, wenigstens mit der Erinnerung, dass eine Deiner schönen Reden wahr geworden ist. Kann ich Dich nicht lieben, so kann ich Dich doch achten, vielleicht bewundern.

Marcellus klammerte sich an das letzte Wort. Hielt er dies nicht fest, dann war er rettungslos komisch. Er hatte die Situation sofort begriffen: Er verwandelte den Plebejer im Scharlachmantel des römischen Imperators in den entsagenden Menschenfreund. Er wurde der edle Skythe Thoas in Goethes Iphigenie.

Geht, sagte er mit königlicher Wehmut, geht und seid glücklich. Ich werde alle Schuld auf mich nehmen.

Da trat der fremde Mann an ihn heran und streckte ihm die Hand entgegen: Sie verweigerten Ihrem Vorgänger die Hand, geben Sie sie Ihrem Nachfolger. Ich kenne Ihre Frau erst seit vierzehn Tagen.

Aber nun war Marcelli Ölingers Konzept völlig verwirrt. Die letzte und einzige glaubwürdige Pose seines Lebens war zerstört durch diesen ... Lumppppp.

Sein Mund quoll auf, wie voll heißen Leims, ehe er dieses Wort hinausspuckte.

GUSTAV WETHLI

⊠ ⊠ ⊠

DIE DEUTSCHEN EIDGENOSSEN UND DIE DEUTSCHE NATION[1])

Schon bloße Mundarten, in denen die Erinnerung an die selbe Heimat verborgen liegen, vermögen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit zu erzeugen; Kultursprachen aber schaffen ein Gemeinschaftsbewusstsein, das für das Werden und Vergehen ganzer Staaten und Völker von entscheidender Bedeutung sein kann. Verbreiten doch die Schrift wie die mündliche Überlieferung Ansichten und Lehren, die innerhalb eines Sprachgebietes auftauchen, ohne viel von Grenzpfählen aufgehalten zu werden, im ganzen Sprachbereich und erziehen dadurch gleichsam alle zu einer ähnlichen Denkart und Willensrichtung. Schrift und Rede vermitteln die Elemente gleicher Anschauung und schaffen eine Kultur, deren Verbreitung über die Sprachgrenzen hinaus aufs äußerste erschwert ist, wie trotz aller Erleichterung der Übermittlung selbst heute noch alltäglich zu erkennen ist.

[1]) Aus einem in Vorbereitung stehenden Buch: *Die Vielsprachige Schweiz.*